Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 44 (1964-1965)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER

EUROPA — MYTHOS ODER WIRKLICHKEIT?

Zu einem Werk von Denis de Rougemont

Europa ist in einer merkwürdig zwiespältigen Lage. Zuvor während Jahrhunderten unbestrittener geistiger und politischer Mittelpunkt der Welt, muß es nun versuchen, sein Selbst- und Weltbewußtsein zwischen den zwei nunmehr bestimmenden, außerhalb Europas liegenden Machtpolen neu zu zentrieren. Was einst seine überragende Stärke ausmachte, die Vielfalt der Kräfte und Formen in allen Bereichen des menschlichen Wirkens, ist zu seiner Schwäche geworden, die es nun auf ihm gemäßen Wegen zu überwinden gilt. Unsere Epoche steht unter der Faszination der großräumigen Organisation. Wirtschaftliche, aber auch machtpolitische Gründe sprechen für eine solche Entwicklung. Die ökonomische Arbeitsteilung und Interdependenz hat die Grenzen der alten Nationalstaaten faktisch längst gesprengt. Und die militärischen Strategen müssen im Zeitalter der atomaren Abschreckung ebenfalls in andern räumlichen Dimensionen denken als noch im letzten Krieg. Liegt also auch Europas Zukunft in dieser Richtung? Viele Europa-Ideologen und auch manche Politiker scheinen dem «Mythos des Großraums» (Eugen Böhler) in der Tat zu erliegen. Aber alle jene, die der Überzeugung sind, daß die Sendung Europas wesentlich darin besteht, das abendländische Erbe in eine sich dynamisch wandelnde Welt hinüberzuretten und diese damit kräftig mitzugestalten, sind sich im klaren darüber, daß mit einem Pendelschlag ins andere, das heißt zentralistisch-konformistische Extrem weder Europa noch der Umwelt wirklich geholfen wäre. Manches von diesem Erbe liegt in Trümmern oder ist überlagert worden. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß auch das künftige Europa in diesem Erbe gründen und seiner besonderen Eigenart Rechnung tragen muß.

Die Verfechter einer rasch vorausschreitenden, institutionalisierten Einigung Europas halten dieser Forderung entgegen, daß damit zugleich der Keim des Scheiterns gelegt sei. In der Tat scheint es das Wesen der europäischen Idee zu sein, daß sie sich in ihrer konstitutiven Mannigfaltigkeit schlecht mit einem straffen Ordnungsprinzip verträgt. Selbst in den Phasen schöpferischer Politik, die auch in der europäischen Geschichte nicht fehlen, standen immer verschiedene Ordnungsideen oder Ordnungssysteme im Wettstreit. Das beweist auch das schöne Buch *Europa — Vom Mythos zur Wirklichkeit* (Prestel-Verlag, München), in dem *Denis de Rougemont*, wie es im Vorwort heißt, «eine Chronik von Aussagen bedeutender Männer» darbietet, «die zeigen soll, wie das Bewußtsein der kulturellen Einheit unseres Erdteils seit den Zeiten Hesiods und Homers bis auf den heutigen Tag sich schrittweise vertiefte». Rougemont, dessen Forschen und Wirken von jeher um die Problematik der europäischen Einigung gekreist ist, zeigt indessen ebenso nachdrücklich auf, daß Europa sich auch auf seinem künftigen Weg zu dieser inneren Spannung bekennen muß. Sie läßt sich nicht ohne Schaden totschweigen oder gar eliminieren.

Am Anfang der Geschichte der europäischen Idee stand der Mythos. Der Name Europa fällt zum ersten Mal bei Hesiod im 9. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Er ist «mit der Vorstellung einer weiblichen Macht verbunden, die aus Asien entführt und von der männlichen Gottheit, die über den Olymp der kontinentalen Griechen herrscht, befruchtet wurde... Der Mythos versinnbildlicht also die Verwandlung einer Kultur, die aus dem Nahen Osten auf den unbekannten Erdteil im Westen herübergetragen wurde und dort den Namen seiner wertvollen Beute annahm.» In Aristoteles' «Politeia» heißt es später: «Die Völker in den kalten Strichen und in Europa sind zwar mutvoll, haben aber wenig geistige und künstlerische Anlage und behaupten deshalb

zwar leichter ihre Freiheit, sind aber zur Bildung staatlicher Verbände untüchtig und ihre Nachbarn zu beherrschen unfähig. Die asiatischen Völker haben einen hellen und kunstbegabten, dabei aber furchtsamen Geist, und deshalb befinden sie sich in beständiger Dienstbarkeit und Sklaverei.» Griechenland selbst wird zu dieser Zeit als die Mitte zwischen beiden empfunden, der Vorzüge beider teilhaftig. «Deshalb — heißt es bei Aristoteles weiter — behauptet es sich immerfort im Besitz der Freiheit und der besten staatlichen Einrichtungen und würde alle Nationen beherrschen können, wenn es zu einem Staate verbunden wäre.»

Der Übergang vom mythischen und geographischen zum geschichtlichen Begriff Europas erfolgt erst Jahrhunderte später. Das Reich Karls des Großen ist ein erster Höhepunkt frühen Bewußtseins europäischer Einheit. Doch danach folgen erneut Zeiten der Lehenskriege und Bruderzwiste. So kann der Autor den zweiten Abschnitt «Das Erwachen des europäischen Bewußtseins. Von Pierre Du Bois zu Abbé de Saint-Pierre» — das erste Kapitel trägt den Titel «Ursprung und Herkunft. Von der Antike bis zum Reich Karls des Großen» — erst im 14. Jahrhundert beginnen lassen. Voraus aber gehen «drei Jahrhunderte europäischen Schweigens». Denn vom 11. Jahrhundert bis zur Renaissance findet sich in den Chroniken kaum eine Erwähnung Europas. Die geschichtlichen Dominanten dieser Epoche waren Kaiserreich und Papsttum. Beide hatten insofern universalen Charakter, als sie gleicherweise die Idee der Christenheit zu verkörpern suchten. Die Sehnsucht nach der europäischen Einheit jedoch wurde sozusagen kompensatorisch erst wiederbelebt, als die dynastischen und regionalen Spannungen eigentlich staatlich-nationalen Charakter annahmen.

Es ist hier nicht möglich, auch nur annähernd ein Bild von der Fülle der Zeugnisse und von der Substanz der verbindenden Kommentare des Buches zu geben. Doch sei erwähnt, daß die frühesten Unionspläne mit Namen wie Dante, Pierre Du Bois und Petrarca verbunden sind. Auch Erasmus gehört in die Genealogie der europäischen Idee. Die ersten großen Pläne mit wirklich politischem Gehalt fallen indessen ins 17. Jahrhundert: der «Neue Cyneas» Emeric Crucés, der «Große Plan» des Herzogs von Sully, die «Panegersia» des Comenius, William Penns «Essay» und der «Ewige Friede» des Abbé de Saint-Pierre. Das folgende Kapitel «Die Ära der Philosophen. Von Leibniz bis Condorcet» zeigt, wie die Dinge — nach einem Wort von Leibniz — langsam ein anderes Gesicht annehmen. «Indem es die Welt entdeckt, findet Europa sich selbst» — mit diesem Untertitel umschreibt Rougemont einen für diese Epochenwende entscheidenden Tatbestand. Die Perspektiven erweitern sich. Die dynamische Ausstrahlungskraft Europas wird stärker. Und bei einem Philosophen wie Montesquieu wird auch sichtbar, daß es an einer entsprechenden Konzeption von Mensch und Gesellschaft nicht gefehlt hätte, wenn nur die Mächtigen der Zeit hätten darauf hören wollen. Rougemont zitiert unter anderem die folgende schöne Stelle aus den «Pensées diverses»: «Wüßte ich etwas, das mir selbst nützlich, meiner Familie aber schädlich wäre, ich würde es mir aus dem Sinn schlagen; wüßte ich etwas, das zwar für meine Familie, nicht aber für mein Vaterland von Nutzen wäre, so würde ich es möglichst vergessen. Und wüßte ich etwas, das für mein Vaterland nützlich, für Europa und das Menschengeschlecht aber schädlich wäre, so sähe ich es als ein Verbrechen an.»

Diese vornehme Gesinnung der größten Geister der Epoche änderte indessen nichts daran, daß Europa ausgerechnet in einer Zeit, da sich die Horizonte weiteten, in die Sackgasse eines überhitzten Nationalismus geriet. Im vorliegenden Band spiegelt sich diese Entwicklung unter europäischer Perspektive in den Kapiteln «Die Ära der Revolution. Von Kant zu Hegel» und «Die Ära der Nationen (1848—1914)» wider. Der Kuriosität halber sei dabei auf die in dem Band wiedergegebenen Äußerungen von Karl Marx über die Zukunft Europas hingewiesen. Für ihn war Rußland die böse Schicksalsmacht. Die Neubegründung der Macht und Einheit Europas war für ihn abhängig von der Zerstörung der zaristischen Gewaltherrschaft. Marx behielt insofern recht, als Ruß-

land die negative Schicksalsmacht Europas geworden und geblieben ist. Die Einheit Europas aber erhielt ihre stärksten Impulse im Gegenteil gerade dadurch, daß sich die russische Gewaltherrschaft und ihr Druck auf den Westen im 20. Jahrhundert unter dem Zeichen von Hammer und Sichel noch verschärft haben.

Europa ließ sich erst aus der Defensive heraus und im Zeichen rasch fortschreitenden Verfalls zu europäischen Taten anregen. Im Kapitel «Das Problem Europa. Von Spengler bis Toynbee (1914—1948)» läßt Rougemont zu diesem Thema Paul Valéry (aus «Regards sur le monde actuel») folgendes sagen: «Europa hatte alle Anlagen, die übrige Welt in europäischem Sinne zu lenken. Es besaß unüberwindliche Mittel, und die Menschen, die diese Mittel geschaffen hatten, standen ihm zur Verfügung. Doch diejenigen, die dann tatsächlich über Europa verfügten, waren diesen Menschen weit unterlegen. Aus der Vergangenheit lebend, hatten sie sich an ihr geschult und brachten nichts anderes zustande als wiederum Vergangenheit. Über seinen lächerlichen Reibereien verpaßte Europa jene ungeheure Chance, von deren Vorhandensein es selbst in günstiger Zeit nichts ahnte... Die elenden Europäer haben es vorgezogen, Armagnac und Bourgignon zu spielen, anstatt die große Rolle zu übernehmen, die die Römer Jahrhunderte hindurch in der Welt zu spielen verstanden.» Doch Denis de Rougemont läßt das Kapitel mit dem weniger pessimistischen Zitat Ortega y Gassets ausklingen: «Ist es so sicher, daß sich Europa im Abstieg befindet und die Herrschaft niederlegt, abdankt? Sollte nicht dieser scheinbare Niedergang die heilsame Krisis sein, die Europa gestattet, wahrhaft Europa zu werden? War nicht der offenbare Verfall der europäischen Nationen eine unvermeidliche Notwendigkeit, wenn eines Tages die Vereinigten Staaten von Europa entstehen und Europas Vielfalt durch seine echte Einheit ersetzt werden sollte?»

Welches aber ist seine echte Einheit? In der Einleitung zum letzten Kapitel «Die Zeit der Föderationen. Von der kulturellen Einheit zur politischen Vereinigung» schreibt der Autor, daß die großen europäischen Planer der Vergangenheit entweder überhaupt kein Gehör fanden oder höchstens Sympathiekundgebungen ernteten. Diejenigen dagegen, «die im 20. Jahrhundert über Europa schreiben, sehen sich, ob sie es wahrhaben wollen oder nicht, erlebend mitten in die Geschichte seiner Einigung hineingestellt.» Europa muß sich auf seine konstruktiven Kräfte besinnen, um sich so noch retten zu können. Die Besinnung auf die geistigen Quellen aber bestätigt nach Ansicht Denis de Rougemonts die alte Einsicht, daß «Einheit in der Vielfalt» die eigentliche Wesensart unseres Kontinents ausmacht. Auf Grund seiner Chronik der europäischen Idee, die sich zunächst in Mythen, dann in mannigfaltigen Plänen und Utopien manifestierte und erst in allerneuester Zeit politisch wirklich relevant geworden ist, kommt er zu einigen wesentlichen Feststellungen.

Rougemont betont zunächst, daß Europa von jeher eine weltweite Funktion gehabt hat. «Kraft seines Geistes schenkte es der Welt, nachdem es sie entdeckt hatte, die geistigen und technischen Mittel zur Schaffung einer der Menschheit würdigen Zukunft... Damit übernahm es eine Verantwortung, der es jedoch nur gerecht werden kann, wenn es seine Kräfte vereint.» Und er führt weiter aus, daß es nicht entscheidend wichtig sei, die geschichtlichen oder geographischen Grenzen Europas zu bestimmen. «Aber es ist wichtig, seine besondere Wesensart und ihre weltweite Ausstrahlung lebendig zu erhalten.» Damit ist der Weg gewiesen. Europa muß sich im weltweiten Zusammenhang verstehen. Es ist die Quelle einer Zivilisation, die sich zweifellos besser mit dem Begriff der atlantischen Gemeinschaft als mit dem der EWG umschreiben läßt. Und deshalb ist es auch in der formalen Organisation seiner Einigung auf einen bestimmten Weg, den des Pluralismus und der Weltoffenheit, verwiesen. Auch für Denis de Rougemont — die Art der Präsentation und Interpretation der Texte dieses Buches würde es mit aller Deutlichkeit zeigen, wenn man es nicht schon längst von ihm wüßte — muß deshalb das künftige Europa föderalistisch sein, oder es wird nicht sein.

Richard Reich

FRIEDRICH MEINECKE IN SEINEN BRIEFEN

Im Rahmen seiner Werke ist Friedrich Meineckes «Ausgewählter Briefwechsel» erschienen, als das an Überraschendem reichste Stück davon[1]. Nicht allen großen Gelehrten ist es gleicherweise gegeben, sich in ihren Briefen gültig auszusprechen. So wirken neben den in ihrer Zeit einzigartigen Briefen Jacob Burckhardts diejenigen Rankes — von schönen Ausnahmen abgesehen — schwächer. Bei Friedrich Meinecke hingegen darf man mit Dank und Bewunderung wahrnehmen, wie sehr das Werk des Geschichtsschreibers durch das des Epistolographen vertieft und zugleich illustriert wird. Als «documents humains in unmenschlicher Zeit», wie Ludwig Dehio in seiner schönen Einleitung zutreffend sagt, gewinnen diese Äußerungen besonderes Gewicht. Dabei sind sie, so weit sie jetzt vorliegen, nur noch Bruchstücke einer großen Konfession. Die Briefgespräche mit Erich Marcks und Otto Hintze hat der Zweite Weltkrieg zu wesentlichen Teilen vernichtet. So tritt in dem vorliegenden Band der jüngere Meinecke hinter dem älteren etwas zurück. Eigentliche Jugendbriefe fehlen hier überhaupt: es ist der fertige und reife Historiker, der uns mit seinen Frage- und Problemstellungen begegnet. Da Friedrich Meinecke fast 92 Jahre alt geworden ist (er lebte von 1862 bis 1954), erstreckt sich das briefliche Werk gleichwohl über mehr als sechs Jahrzehnte seines Lebens. So ist es ein wunderbar reiches Bild seiner geistigen Persönlichkeit, das sich vor uns auftut. Die Veranschaulichungskraft, das seelisch Belebte seiner Sprache, das die Lektüre seiner Geschichtswerke allein schon zum Erlebnis macht, begegnet uns auch in den Briefen. Die später vielbeneidete akademische Laufbahn Meineckes war ja keineswegs frei von Hemmnissen und inneren Zweifeln. «Meine von anderen Historikern vielfach abweichende, aber doch nicht zur völligen Klarheit und Reife gelangende Art bereitet mir viel innere Schmerzen», gesteht er im Jahre 1895 seiner Braut. Aber schon zwei Jahre später spricht er Erich Marcks gegenüber die Hoffnung aus, «daß wir durch die psychologisch einfühlende Methode, deren wir beide uns befleißigen, doch wohl noch weiterkommen werden und unser Daseinsrecht gegenüber den älteren großen Meistern beweisen werden». Es war die Zeit vor dem Abschluß der Boyen-Biographie, des ersten der großen Hauptwerke. Dann folgen die in Meineckes Erinnerungen so liebevoll geschilderten Straßburger und Freiburger Jahre, die aber offenbar zu den briefärmeren gehören. «Was waren das für fruchtbare, gute Zeiten», hat er später seinem Freiburger Kollegen Georg von Below gestanden. 1914 erfolgte, fast gleichzeitig mit dem Kriegsausbruch, die Übersiedlung nach Berlin. Von nun an gewinnen die brieflichen Zeugnisse an Dichte. Im November 1914 schildert er — und man spürt doch gerade in den humorvollen Sätzen, warum Raabe einer seiner Lieblingsdichter war — eine Sitzung der Berliner Riesenfakultät; «so eine Art Auktion, wo der Dekan (Delbrück) als Auktionator mit Stentorstimme das Geschwätz der herumsitzenden, gehenden und stehenden Kollegen zu übertönen versucht. Nur die Hälfte, die Weiß- und Grauköpfe, hat Platz am Tische, die melierten und die braunen Köpfe stehen und lehnen herum an den Fensternischen und erzählen sich was». Oder 1915: «Mein Kolleg ist noch männerleerer wie der Saalestrand. Zirka vier Fünftel Weiblichkeit in beiden Vorlesungen und im Seminar, und die Frauenzimmer bei der Quellenkritik voller weiblicher Spitzfindigkeit, die einen zur Verzweiflung bringen kann, weil sie so schwer zu widerlegen ist.» Aber dann werden die Sorgen, die düsteren Erwägungen immer belastender. Nach der russischen Februarrevolution noch ein kurzes Aufatmen («Ich hoffe, daß sie ähnliches für unsere Lage bedeutet, wie der Tod der Elisabeth für Friedrich d. Gr.»). Im Herbst 1918 ist aber dann auch der deutsche Zusammenbruch da. «Ein furchtbar düsteres Dasein wartet unser unter allen Umständen! Und so sehr mein Haß gegen die Raubtiernatur der Gegner fortlodert, ebenso heiß ist auch mein Zorn und

Empörung über die deutschen Gewaltpolitiker, die uns durch ihre Überhebung und ihre Dummheit in diesen Abgrund gerissen haben. Wir hätten im Laufe des Krieges wiederholt den Verständigungsfrieden haben können, wenn nicht die maßlosen Ansprüche des alldeutsch-militaristisch-konservativen Konzerns ihn unmöglich gemacht hätten. Es ist furchtbar und tragisch, daß dieser Konzern erst durch die Niederlage des ganzen Staates gebrochen werden konnte.» Damit ist der Weg der politischen Mitte vorgezeichnet, der fortan der seine sein wird. Er bedeutet Eintreten für Verfassung und Republik bis 1933, politische Vereinsamung und Verfemung zwischen 1933 und 1945, mutiges Bekenntnis zur Demokratie und zu einem freien Berlin in den letzten Lebensjahren. Zugleich erwuchsen zwischen den beiden Weltkriegen weitere große Werke, «Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte» und «Die Entstehung des Historismus». So bot die schöpferische Arbeit doch auch bergenden Schutz gegen die Bedrängnisse des Tages und der Stunde. Im Sommer 1932, als das Verhängnis schon drohte, schrieb er an eine seiner Töchter: «Ich führe jetzt eigentlich zwei Leben nebeneinander in mir, eines der stärksten Befriedigung, denn ich habe ein Jahr hindurch das Glück genossen, mich am Arbeitstische nur mit Goethe zu beschäftigen und habe eben mein Goethekapitel für das werdende neue Buch — fast selbst ein kleines Buch für sich — im ersten Entwurf abgeschlossen. Und das andere Leben, das in der Politik, stürmt gegen uns alle an und häuft dunkle Wolken um uns.» Vier Jahre später wurde der greise Historiker angegriffen und aus der Leitung der «Historischen Zeitschrift» verdrängt; da hat er gestanden: «Das Fatum sehe ich, aber den amor fati kann ich nicht aufbringen. Wir Alten mit unserer humanistischen Kulturtradition fühlen uns einigermaßen, wie ein Kollege neulich sagte, wie Boethius und Symmachus am Ende der Antike. Hat man das sich einmal klar gemacht, so gewinnt man den inneren festen Halt und Stolz des no surrender.» So läßt die Leidenschaft des Anteilnehmens und der beobachtenden Kritik nicht nach. Nicht allen Briefempfängern gegenüber ist sie gleich unmittelbar — bei Ausländern schwächt sie sich zumeist etwas ab, bis gegen die Grenze des fast Offiziösen hin (ein bezeichnendes Beispiel: der Brief vom 23. Juni 1938 an G. P. Gooch mit der Äußerung über die Tschechenkrise).

Neben den Briefen enthält der Band auch Briefwechsel. So denjenigen mit Eduard Spranger aus den letzten Jahren. Von wunderbarer Dichte ist der über Jahrzehnte sich erstreckende Dialog mit seinem Schüler und Kollegen Siegfried A. Kaehler. Er ist ein geistiges Kristallisationszentrum des ganzen Bandes, um so wertvoller, als Kaehler ihm ein in jeder Hinsicht kongenialer, zum Mitdenken bis in die feinsten Nuancen hinein wie geschaffener Gesprächspartner war. Mit voller antithetischer Kraft setzt die Zwiesprache anfangs 1919 ein, als der im Innern monarchisch gebliebene Kaehler seinen Lehrer zur Rede stellt wegen dessen ihm unverständlichem Bekenntnis zu der neuen Republik. Die Antwort Meineckes, daß er «nach wie vor Herzensmonarchist» sei, aber «in dem Konflikt zwischen staatsmännischer Vernunft und ererbten Idealen» den Forderungen der ersteren sich beugen müsse und wolle, gibt den Ton für das weitere an. Neuen Schmerz erweckt acht Jahre später Kaehlers kritisch-analytisches Humboldtbuch; diesmal ist Meinecke der Bekümmerte. («Mir ist es, als ob ein Götterbild ohne Not zerschlagen sei.») Aber die Intensität der geistig-menschlichen Beziehung überwindet solche Schwankungen. Sehr fein sagt Meinecke einmal: «Wir verstehen uns ganz und gar im Vordergrunde unserer Empfindungen und variieren nur über ihre sozusagen metaphysische Deutung. Und variieren vielleicht auch in uns selbst.» Nach dem Einbruch des «Nazibolschewismus» (wie Meinecke ihn nennt) stärkt sich vollends in beiden Gesprächspartnern die Überzeugung, daß «Vernunft» und «ererbte Ideale» eigentlich keinen Gegensatz, sondern eine notwendige Überzeugungsgrundlage bilden. An der Wende des Zweiten Weltkrieges bekennt Meinecke seine immer mehr zur Gewißheit sich verstärkende Vermutung, daß Jacob Burckhardt «am Ende dieser Krisis» über Ranke siegen werde. In jenen Jahren wach-

sen auch religiöse Themen in den Briefwechsel hinein. Kaehler bezeugt Meinecke: «das Wort Augustins von der ‚anima naturaliter christiana' trifft auf Ihre harmonischer angelegte Natur sehr viel mehr zu, als auf meine disharmonische Eigenart, und darum zeigt meine Entwicklung brüchige Linien.» Ob aber nicht gerade diese «brüchigen Linien» wesenhafter zur reformatorischen Christlichkeit gehören als die Harmonie? Daß das Normative ergänzend zur reinen Geschichtlichkeit kommen müsse, war Meineckes Überzeugung in seinen letzten Jahren. Es ist sehr bedeutsam, wenn er im Januar 1951 Heinrich Ritter von Srbik gesteht: «Mir scheint es heute mehr auf eine ganz neue Synthese von Historismus und Naturrecht hinauszulaufen — man könnte fast sagen: von Europäismus und Amerikanismus.»

Wir schulden *Ludwig Dehio* und *Peter Claßen*, die diesen Briefwechsel betreut haben, Dank für ihre editorische Mühewaltung. Das Buch wird noch lange Zeugnis von einer geistigen Lebenshaltung ablegen.

Peter Stadler

[1] Friedrich Meinecke: Ausgewählter Briefwechsel. Herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Dehio und Peter Claßen. (Friedrich Meinecke. Werke. Herausgegeben im Auftrage des Friedrich-Meinecke-Institutes der Freien Universität Berlin von Hans Herzfeld, Carl Hinrichs, Walther Hofer — Band VI.) Verlag K. F. Koehler, Stuttgart 1962.

Persönlichkeit heißt nicht nur möglichste Autonomie, sondern auch möglichste Autarkie und harmonische Einheit und Ausbildung aller inneren Kräfte und Anlagen. Doch sehen wir zunächst selbst ab von der doch nur idealen und abstrahierten Vorstellung der Nationalpersönlichkeit; denken wir nur an die realen Kräfte, aus denen sie sich zusammensetzt, an die Fülle der Einzelpersönlichkeiten, die sie bilden, und an das Gemeinsame in den Einzelwillen. Ist in ihnen erst einmal das volle Bewußtsein einer großen nationalen Gemeinschaft erwacht und zur intensiven Sehnsucht nach ihr gesteigert, so gleicht diese Sehnsucht einer Flut, die sich in alles ergießt, was von ihr erfüllt werden kann, die nicht zufrieden ist, bis nicht alles nationalisiert ist, was der Nationalisierung fähig ist. Im Grunde ist dieser Hergang eine großartige Erweiterung der Einzelpersönlichkeit und ihres Lebenskreises. Der Mensch bedarf der Gemeinschaft, sowohl um sich von ihr tragen zu lassen, als auch um in sie selbst hineinzutragen, was in ihm lebt; und je autonomer, je individueller er selbst wird, um so weiter und kühner zieht er die Kreise dessen, was auf ihn wirken soll und worin er sich auswirken will, um so reicheren Inhalt, um so kräftigere Umrisse werden diese Lebenskreise erhalten.

Friedrich Meinecke